

33

Paul Parin

## Gibt es ein Leben hinter der Couch?

DIE FRAGE, WIE UND WARUM ein Psychoanalytiker oder eine Psychoanalytikerin die ewiggleichen Geschichten der Analysandinnen und Analysanden «aushält», ist mir oft gestellt worden; es ist eine banale, naheliegende Frage. Gleichzeitig kommt sie mir absurd vor.

Zweiundvierzig Jahre lang bin ich während acht bis zehn Stunden täglich auf meinem Stuhl hinter der Couch gesessen, nie war das mühselig oder schwer auszuhalten. Heute, acht Jahre nachdem ich den Beruf aus Gründen meines Lebensalters aufgegeben habe, kann ich rückblickend sagen, dass ich einen faszinierenden und in vieler Hinsicht befriedigenden Beruf gewählt habe.

Lange, 25 Jahre oder mehr nach Beendigung ihrer Analyse haben mich Analysanden aufgesucht und mir erzählt, dass ihr Leben besser verlaufen ist, als sie es vor der Analyse erwarten durften. Bei ihnen hatte ich als Analytiker «Erfolg».

Ich werde von meiner eigenen Erfahrung sprechen, aber das, was ich von Kolleginnen und Kollegen in beinahe allen westlichen Ländern Europas und vor allem in den Vereinigten Staaten von Amerika erfahren habe, berücksichtigen. Vorerst jedoch einige Worte darüber, wieso die Frage, was mit dem Mann oder der Frau «hinter der Couch» los ist, überhaupt auftauchen konnte. Es scheint schwer zu verstehen, was die Psychoanalyse ist. Kürzlich hat mich ein sehr erfahrener Dokumentarfilmer einer grossen deutschen Fernsehanstalt über mein Leben befragt. Er sagte, dass er mehrere meiner Bücher gelesen habe, auch die über die ethnopsychanalytischen Forschungen in Westafrika. «Wie haben die Afrikaner darauf reagiert, dass Sie sie ausgefragt haben?» Damit zeigte er, dass er eine grundlegende Entdeckung Freuds nicht verstanden hat: dass man die Innenwelt eines Menschen am besten kennenlernt, wenn man ihn auffordert, alles zu sagen, was ihm gerade in den Sinn kommt. Wenn man also die Erlebniswelt eines Menschen kennenlernen will, darf man keine Fragen stellen, wie es etwa Psychiater oder Juristen tun. Das freie Assoziieren führt allmählich dazu, dass sich das Innenleben des Analysanden immer vollständiger darstellt. Das Forschungsinteresse wird geweckt, und es genügt, Hemmungen, Scham und Rücksichten verschiedener Art wegzuräumen, indem man sie zur Sprache bringt, deutet - und der Dialog, die Erforschung des Seelenlebens kommt in Gang.

Weitere Kunstgriffe dienen dazu, den Erforschungsprozess zu fördern. Der Analytiker sitzt hinter der Couch, so dass ihn der Analysand nicht sieht und sich ganz auf seine eigenen Gedanken, Gefühle und Erinnerungen einstellen kann, und er stellt ihm, auf die Probleme seines Analysanden lauschend, sein Wissen und seine Erfahrung in sparsamen Antworten zur Verfügung, um die Selbsterforschung weiterzutreiben.

Ganz ungewöhnlich ist das nicht. Mit einem verlässlichen Freund könnten wir ebenso reden; da wäre nichts Geheimnisvolles dabei. Doch wo findet man den, wenn man ihn gerade nötig hätte? Wo wäre der Freund, dem man sich ohne Rücksichten anvertrauen könnte?

DIE PSYCHOANALYSE, die sich aus einem Heilverfahren entwickelt hat, ist eben ein wissenschaftliches Verfahren (und nicht nur das!). Langweilig sind eintönige Berufe, wie die Arbeit am Fließband, die Charlie Chaplin 1932 im Film «Modern Times» dargestellt und blossgestellt hat. Forschen gilt seit dem Zeitalter der Aufklärung vor 200 Jahren immer als interessant. Sogar solche Forscher werden nicht bedauert, die sich Problemen widmen, die kaum praktischen Zwecken dienen, wie die systematische Auflistung Tausender Käferarten, oder solche wie Pathologen, die sich mit Leichen und Leichenteilen beschäftigen. Wieso sollen gerade Menschen mit ihren «ewiggleichen» Geschichten langweilig sein?

Da kommt verschiedenes zusammen. Die Psychoanalyse ist nicht nur eine Wissenschaft; sie ist auch eine Kunst. Man hat eine gelingende Analyse mit einem literarischen Werk verglichen, das nicht der Analytiker, sondern der Analysand aus Bruchstücken von Erinnerung rekonstruiert. In beinahe allen Werken der erzäh-

34

lenden und dramatischen Literatur ist das Thema immer wieder: ein menschliches Schicksal, ein Charakter mit seinen äusseren und inneren Konflikten.

Über die Kindheit hat kürzlich der irische Autor Frank McCourt in seinem Roman «Die Asche meiner Mutter», geschrieben: «Natürlich hatte ich eine unglückliche Kindheit; eine glückliche lohnt sich ja kaum.» Er hat die Einsicht formuliert, dass die Kindheit nie jene konfliktlos glückliche Zeit ist, wie eine verbreitete stereotype Ideologie es will, sondern eine Zeit der Entwicklung, der Konflikte und Krisen. Die Psychoanalytiker haben erforscht und betont, dass das Neugeborene erst eine lange Phase des Lernens und der Ausformung durchläuft, bis es ein Mensch in seinem Widerspruch geworden ist. René A. Spitz, der Erforscher der Psychologie der ersten Lebensjahre, hat festgestellt, dass diese Entwicklung nie geradlinig, gleichmässig verläuft, sondern in «epigenetischen Krisen», das heisst, dass sich nach Zeiten ruhiger Entwicklung zwangsläufig krisenhafte Konflikte einstellen, deren Ergebnisse als Weichenstellung in den Charakter, in die Möglichkeiten und in die Begrenzungen des erwachsenen Menschen eingehen. Dass der Umgang mit Analysanden belastend oder gar langweilig anmutet, mag davon herkommen, dass es tatsächlich «typische» Konflikte gibt, die jedermann ohne psychoanalytische Aufklärung wahrnehmen kann. Soweit die Psychoanalyse daraus allgemeingültige Hypothesen

abgeleitet und benannt hat, wie den Ödipuskomplex, die Trennung von der Mutter oder die Konflikte der Pubertät, wissen oder ahnen wir: Genau so ist es bei mir gewesen, und das ist vorbei, vergessen, verdrängt, davon wollen wir nichts wissen. Mit der Typisierung mag die wissenschaftliche Arbeit der Psychoanalytiker Eintönigkeit vortäuschen. Langweilig wird es nicht, wenn wir die Gelegenheit und den Mut haben, näher hinzuschauen.

Die stereotype Meinung, es sei mühsam, sich die Probleme anderer Menschen anzuhören, gründet auf einer häufig gemachten Erfahrung: es ist die oft unlösbare Verstrickung, in die wir hineingezogen werden, wenn uns jemand von sich erzählt, sei es der beste Freund, die Geliebte oder gar der alte Vater, der enttäuscht von seinem Leben sein mag. Wir fühlen uns hilflos, können vielleicht verstehen, aber nicht helfen; reden wir von was anderem! Gar erst die Träume: ein Wirrsal von Bildern und Emotionen drängt sich uns auf. Was soll's? Soviel Irrsinn ist nicht auszuhalten.

Die Psychoanalytiker haben es besser. Sigmund Freud und seine Nachfolger haben ein Verfahren entwickelt, in dem man einem anderen Menschen ein intimer Freund werden und gleichzeitig ein Fremder bleiben kann; ein Fremder mit seinem forschenden Blick, mit einführendem Interesse, bereit, mitzumachen im Drama eines Lebens, ohne mitzuspielen. Weil seine Rolle eine andere ist: er ist Therapeut, Heiler .

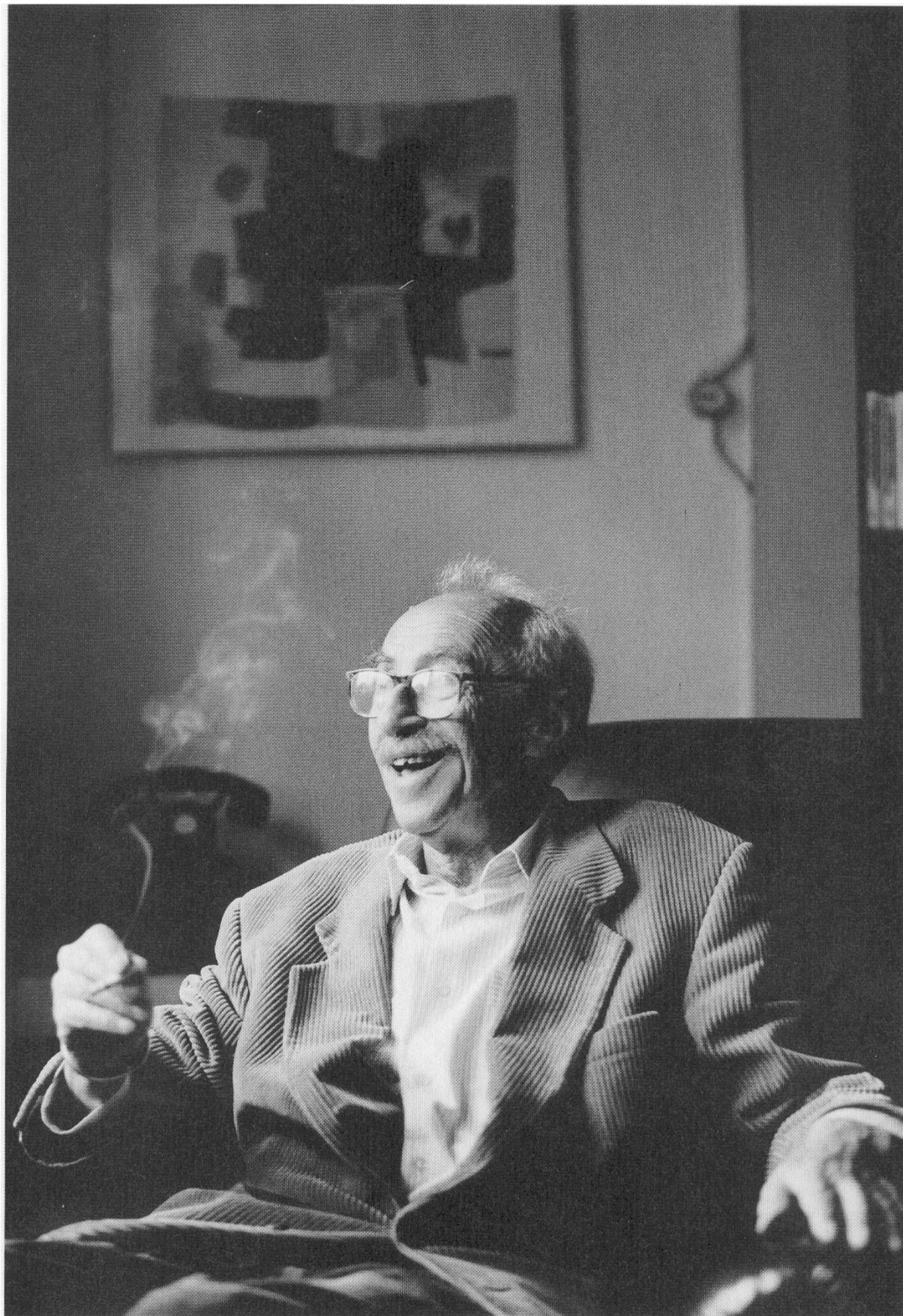
Es hat sich herausgestellt, dass die Wiederherstellung eines Lebensromans Erleichterung, ja Heilung von subjektivem Leiden bringt. «Neurotisches in gemeines Elend verwandeln» das leiste die Psychoanalyse. Wenn das gelingt, wird es nicht ausbleiben, dass die *condition humaine* erträglicher wird, Konflikte entspannter und neue Möglichkeiten zum Bestehen der wichtigsten Lebensschwierigkeiten gefunden werden. Ob man dies Heilung nennen will?

DER ANALYTIKER MUSS MITSPIELEN. Er erhält von seinem Gesprächspartner - ob dieser will oder nicht - die Rollen zugeteilt, die in jenem Leben wichtig waren oder sind. Er erkennt, welche Bedeutung er jetzt hat, und bringt das zur Sprache. Bald erhält er eine andere Rolle. Dieses Phänomen heisst «Übertragung». Für das, was dabei im Analytiker vorgeht, hat man den Ausdruck «Gegenübertragung» gefunden. Es ist nicht immer leicht, richtig mitzumachen und doch die nötige Distanz zu bewahren; Bibliotheken liessen sich mit Arbeiten über Gegenübertragung füllen.

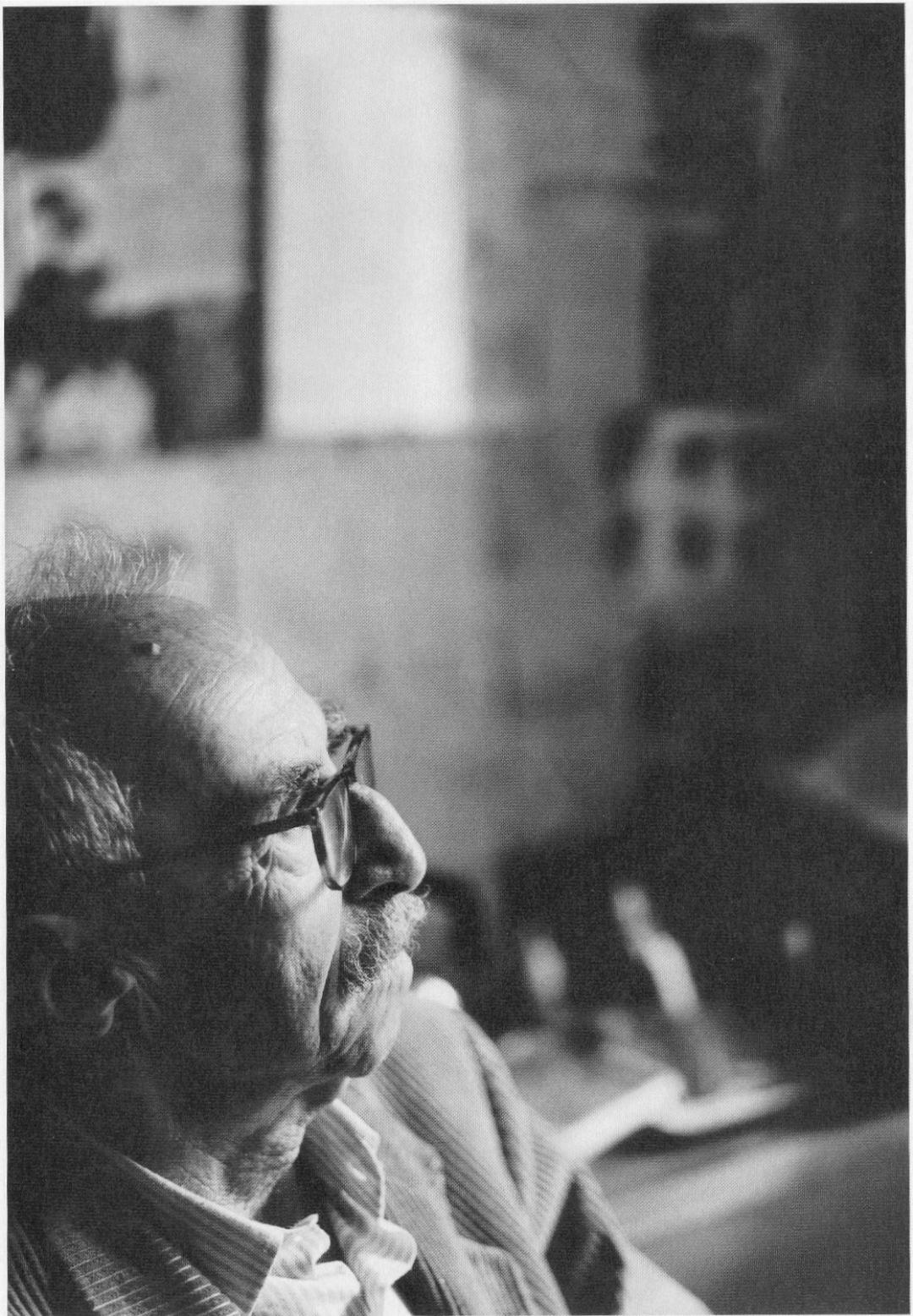
Wie Übertragung aussieht, kann ich mit einer Episode aus meiner eigenen Analyse illustrieren. Voll Neugier hatte ich begonnen, Professor Rudolf Brun hier in Zürich dreimal wöchentlich meine Geschichte zu erzählen. Er war damals etwa 65 Jahre alt, ich 30, Assistent an der Neurologischen Universitäts-Poliklinik. Ich musste laut sprechen, der alte Herr war schwerhörig. «Warum reden Sie so laut?» fragte er bald einmal. «Entschuldigen Sie, weil Sie etwas

schwerhörig sind.» «Ich bin nicht schwerhörig», sagte er trocken. Ich sprach in meiner gewohnten Lautstärke. Er, dahinten in seinem Lehnstuhl, verstand, was ich sagte. In den folgenden Wochen fiel ich immer wieder unwillkürlich in das laute Reden. Ich ärgerte mich. Das wiederholte sich, bis der Analytiker seine Vermutung aussprach: «Immer wenn Sie glauben, dass ich für das, was Sie gerade sagen wollen, kein Verständnis haben werde, reden Sie laut, wie zu einem Schwerhörigen.» Das hat gestimmt. Bald verlor sich mein lautes Reden. Erst später erinnerte ich mich daran, dass ich im achten Lebensjahr am Mittagstisch rechts von meinem Vater gesessen war. Er war am rechten Ohr taub. Mein Vater hatte für die meisten Anliegen seines Sohnes gar kein Verständnis gehabt.

LÄNGST SCHON SCHREIBE ICH von mir, nicht allgemein vom «Analytiker». Ich habe gesagt, dass ich den Beruf gewählt habe. Einen so besonderen Beruf sollte man auswählen können. Da man vor der Ausbildung eine gewisse Lebenserfahrung und Bildung erworben haben sollte, ist man nicht mehr ganz jung. Und doch stellt sich in der Regel erst mit der eigenen Analyse heraus, ob man den passenden Beruf gefunden hat. Ich war Arzt, hatte vier Jahre lang als Chirurg gearbeitet und war gerade dabei, Spezialarzt für Neurologie zu werden; konnte also richtig wählen. Damals hatte die Schweizer Gesellschaft für Psychoanalyse in ihre Richtlinien die Forderung aufgenommen, nur solche junge Menschen zur Ausbildung zuzulassen, die bereits einen anderen sozial und finanziell etwa gleichwertigen Beruf erlernt



«Einen so besonderen Beruf wie den des Psychoanalytikers sollte man auswählen können.» Paul Parin konnte das.



«Der Wunsch, anderen Menschen zu helfen, muss sich zum Wunsch wandeln, den Analysanden zu verstehen.»

37

hätten. Man wollte vermeiden, einem Kandidaten die lange und kostspielige Ausbildung zuzumuten, dessen Eignung und Neigung ihn in eine andere Richtung drängen würden. Seit es psychoanalytische Ausbildungsinstitute gibt das erste wurde nach dem Ersten Weltkrieg in Berlin, das zweite bald darauf in Wien gegründet -, hat man alle erdenklichen Methoden probiert, um *vor* der Ausbildung die Eignung des Kandidaten festzustellen: biographisch, mit Tests, mittels mehrerer Interviews und anderer Verfahren. Keines gestattete eine sichere Vorhersage. (Welche Universität würde vor Beginn des Studiums vorhersagen wollen, ob ein Student ein guter Sinologe oder ein kreativer Physiker werden würde?!)

Ein Beispiel: Meine Frau Goldy war im Unterschied zu mir von äusserst ungeduldiger Art. Wenn wir im Auto vor einer Verkehrsampel warten mussten, sagte sie nach wenigen Sekunden, «du, die Ampel ist kaputt, es schaltet nicht». Nach ihrer Analyse führte sie die drei-, vier- und fünfjährigen Analysen mit drei oder vier einstündigen Sitzungen pro Woche ebenso geduldig durch wie ich. Der wichtigste Teil der Ausbildung ist eine eigene Analyse, die man Lehranalyse nennt. Was sich während einer Lehranalyse ereignet, ist nicht kurz zu schildern. Eine einfache Formel lautet: Der Wunsch, anderen Menschen zu helfen, der ein wichtiges Motiv für Ärzte, Seelsorger, Krankenpflegerinnen ist, müsste sich zum Wunsch wandeln, den Analysanden zu verstehen. In der eigenen Analyse erlebt der Kandidat, dass er im Prinzip nicht gesünder oder konfliktfreier ist als seine Analysanden; die Toleranz wird grösser.

NICHT SELTEN SIND Analytiker ausgebildet worden, deren wissenschaftliches Interesse auf die Dauer nicht ausreichte. Vor allem solche «pragmatisch» eingestellte Analytiker haben zahlreiche Methoden der Psychotherapie entwickelt, die einige Erkenntnisse der Psychoanalyse verwerten. Man hoffte, ebensogut helfen zu können und schneller zum Erfolg zu gelangen. Es sind Kurztherapien jeder Art entstanden, die «corrective experience», die Urschreithherapie und ungezählte Kombinationen mit anderen psychologischen und somatischen Verfahren. Ich habe einige in den Publikationen studiert, andere wie die Familientherapie genauer, bin aber in der Regel der Freudschen Analyse treu geblieben, weil sie meiner forschenden Neugier am besten entspricht. Allerdings konnte ich gerade die schwersten psychischen Störungen des seelischen Gleichgewichts wie Geisteskrankheiten nicht behandeln. Die Psychoanalyse als Therapie eignet sich am besten für Neurosen, also mittelschwere chronische und akute Störungen, dauert aber lange. Es ist eine etwas paradoxe Erscheinung, dass Störungen wie die Neurosen, die nicht lebenszerstörend sind, eine so ausführliche Therapie brauchen, während schwere Störungen wie Geisteskrankheiten mit Medikamenten oder mit viel weniger Sitzungen behandelt werden können.

Freud hat bis 1939, als er an seiner letzten Arbeit, «Abriss der Psychoanalyse», schrieb, die Hoffnung nicht aufgegeben, dass einmal eine rasch und schmerzlos wirkende Therapie seelischer Leiden gefunden würde. Doch hat er sich von seinen Schülern, die unter Verzicht auf ernste Forschung andere Therapien entwickelt haben, getrennt. Wer diesen Anspruch aufgibt, sei kein Psychoanalytiker mehr.

Ich selber habe nie das Bedürfnis verspürt, das Forschen und meinen «Sitz hinter der Couch» aufzugeben. Schon zu Beginn war unser, Goldys und mein Interesse an der Psychoanalyse von einer Frage bestimmt: Der Mensch ist ein obligat konflikthaftes Wesen in einer konflikthaften Gesellschaft - wie ist das Verhältnis vom Individuum zu seiner jeweiligen, auch kulturellen Umwelt? Freud war einer der bahnbrechenden Kritiker unserer Zivilisation. In unserer Jugend, der Zeit der faschistischen Bewegung und neu entfesselter schrecklicher und grausamer Kriege, schien es uns nötig und dringlich, die Zivilisationskritik Freuds weiterzutreiben.

Unser Interesse für gesellschaftliche Verhältnisse, die in jede Sozialisation eingreifen, hat uns viel Befriedigung gebracht und gleichzeitig erhebliche Schwierigkeiten bereitet. Befriedigend war, dass wir im Selbststudium Ethnologie studiert, in zwanzig Jahren sechs Forschungsreisen nach Westafrika unternommen und damit die Methode der Ethnopschoanalyse als eine neue Wissenschaft etabliert haben, die Nachfolger gefunden hat und in Deutschland an einigen Universitäten gelehrt wird.

Die Ethnopschoanalyse benutzt die psychoanalytische Gesprächsmethode als Forschungsinstrument. Die Ethnologie rollt die gesellschaftlichen Verhältnisse, Religion und Tradition, Familienstrukturen und Erziehungsgewohnheiten neu auf. Mit dem psychoanalytischen Gespräch ist es möglich, diese Verhältnisse neu zu bestimmen, dort jedenfalls, wo sie sich bemerkbar machen: im Seelenleben. Da in der Diskussion politischer Fragen jedoch gerade die gesellschaftlichen Verhältnisse damals eine grosse Rolle gespielt haben, nahmen viele Schweizer Kolleginnen und Kollegen an unserem Interesse an gesellschaftlichen Fragen Anstoss. Es war eben kalter Krieg. Wir wurden politisch verdächtig, besonders, als wir die Methode der Ethnopschoanalyse auf Ereignisse in unserer Kultur wie zum Beispiel auf die Protestbewegung der Achtundsechziger und auf den Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei angewandt und darüber geschrieben haben. Erschwerend kam hinzu, dass die Psychoanalyse in der angelsächsischen Emigration das Modell einer «klassischen» Analyse entwickelt hatte; jede gesellschaftliche oder andere Idee wurde von den amerikanischen, englischen und französischen Analytikern mit einer Strenge ausgeschlossen, die zu Recht als Orthodoxie kritisiert worden ist.

Heute löst sich die Orthodoxie auf, nachdem historische Forschungen ergeben haben, dass Sigmund Freud selber kein klassischer Analytiker gewesen ist. In der

38

Schweiz ging es vor allem um Fragen der Ausbildung, die noch heute offen sind. Soll Psychoanalyse in einer schulischen Institution gelehrt werden? Dafür waren vor allem Analytiker in der Romandie. Nach intensiven Diskussionen, die von 1974 bis 1977 anhielten, wurde dem Psychoanalytischen Seminar Zürich (PSZ) die Anerkennung der Schweizer Gesellschaft für Psychoanalyse entzogen. Für mich hatten diese Auseinandersetzungen zur Folge, dass Kollegen nicht mehr mit mir verkehrt haben, die mich vorher einstimmig zum Präsidenten der Gesellschaft gewählt hatten. Die Freunde hier und in anderen Ländern haben sich nicht von uns abgewandt. Ich konnte weiter publizieren, fand Leser, Anerkennung und so weiter.

ICH SOLLTE VOM LEBEN «hinter der Couch» erzählen und habe doch fast nur von der Psychoanalyse gesprochen. Mein Leben war - wie ich meine - normal. Dass ich ein ungewöhnlich glückliches Leben hatte, verdanke ich Goldy Matthèy-Guenet, die ich 1939 kennenlernte, als sie vom freiwilligen Einsatz im Sanitätsdienst der Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg nach Zürich gekommen war. Hier betrieb sie ein hämatologisches Laboratorium, bis sie nach ihrer Ausbildung die Psychoanalyse zum Beruf gewählt hat. 1955 haben wir geheiratet. Da wir keine Kinder hatten, blieb uns Zeit für Freunde, zum Studieren und Publizieren. Wir hatten bei aller Verschiedenheit der Charaktere während 58 Jahren eine lebendige und anregende Beziehung. Wer den Film gesehen hat, den Marianne Pletscher über uns gedreht hat, wird verstehen, dass mich seit ihrem Tod vor anderthalb Jahren Trauer und Schmerz begleiten. Gewiss ist mein Beruf einseitig gewesen. Bereits die Verlagerung unserer Forschung nach Afrika hat viel kompensiert. Abenteuerliche Reisen mit dem Auto durch die Sahara in die Tropen, Kontakt mit fremden Menschen und fremdartigen Kulturen waren ein Gegengewicht zum geregelten Alltag.

Wer beruflich hinter einem Schreibtisch oder vor einem Bildschirm sitzt, geniesst das Jogging, und wenn er genug Geld hat, Tennis oder gar Polo. Wenn es sich um einen Schweizer handelt, Bergsteigen und Wintersport. Das ist bei Psychoanalytikern nicht anders. In Zürich hat Harry Lincke wunderschöne Skulpturen gemacht, ist viel gereist, erst mit dem Motorrad, später mit dem Auto, und hat seine naturwissenschaftlichen Forschungen nie aufgegeben. Harald Winter hat Schach gespielt, und er war ausserdem ein leidenschaftlicher Tiefseetaucher. Maria Pfister-Amende hat ihre Praxistätigkeit für fünfzehn Jahre unterbrochen und die Men-

39

tal Health Section der WHO in Genf geleitet. Fritz Morgenthaler hat seit jeher gezeichnet und gemalt und ist im Alter ein anerkannter Maler geworden. Amerikanische Analytiker haben fast

alle neben ihrer Praxis unentgeltlich in Kliniken und Fürsorgeinstitutionen gearbeitet, vielleicht, weil sie es in ihrer Praxis meist mit sozial und finanziell bevorzugten Menschen zu tun hatten.

Dass Reisen eine Kompensation für jeden Beruf bieten, der an einen Ort und einen Zeitplan gebunden ist, braucht keine weitere Erklärung.

Die meisten Analytiker sitzen 40 Stunden pro Woche hinter der Couch. Ich habe viele Jahre lang 50 und mehr Stunden wöchentlich mit Analysanden gearbeitet. Die nötigen Diskussionen, das Lesen und Lehren sowie das Verfassen von Berichten und Aufsätzen betrachte ich nicht als Arbeit; es ist an keinen Stundenplan gebunden und wird auch nicht bezahlt.

Viele Menschen meinen oder befürchten, dass ein Analytiker, den sie zufällig kennenlernen, sie analysieren oder durchschauen würde. Doch sind der Respekt und die Toleranz, die wir Analysanden entgegenbringen, gute Voraussetzungen, um mit den verschiedensten Menschen umzugehen. Sympathie und Antipathie, die Bewunderung für besondere Menschen und den Abscheu vor abstossenden Taten haben Analytiker wie andere Menschen auch. Manchmal hört man, dass ein Paar, in dem beide Analytiker sind, einander mit Deutungen nahetreten. In den Jahren der Entstehung der Psychoanalyse hat es offenbar Ehepartner gegeben, die einander oder auch ihre Kinder auf diese Weise belästigt oder genervt haben. So etwas konnte nicht gut gehen und diente wohl eher einer verdeckten Aggression als der Zuwendung.

In den letzten Jahren liest man von sexuellem Missbrauch, davon, dass ein «Psychoanalytiker» mit einer von ihm abhängigen Patientin ein sexuelles Verhältnis eingegangen ist. Ich setze die Berufsbezeichnung hier in Anführungszeichen. Wegen des Prestiges der Psychoanalyse nennen sich viele so, die keinerlei Ausbildung und Eignung zu dem Beruf haben. Respekt vor den Klienten wird wohl in keiner anderen Ausbildung so gut erlernt wie in der psychoanalytischen. Sexuelle Anziehung - warum nicht. Ich kann mich erinnern, dass mich manchmal eine schöne Frau angezogen hat, die bei der neurologischen Untersuchung splitternackt im Blindliniengang vor mir herumspaziert ist. Ich habe nie gehört oder gelesen, dass ein Neurologe bei dieser routinemässigen Untersuchung *sexual abuse* betrieben hat. In den ersten Jahren meiner Praxis habe ich zweimal jungen Frauen, die für mich bei der ersten

40

Besprechung sexuell anziehend waren, geraten, einen anderen Analytiker aufzusuchen. Ich wollte nicht in Schwierigkeiten geraten. Eine dieser Frauen hat sich einer Analyse bei meiner Frau Goldy unterzogen. Ich bin ihr später manchmal im Seefeld begegnet. Sie sah zufrieden aus.

Die Übertragung aller möglichen Rollen provozieren wir durch die experimentelle Situation - auf der Couch, hinter der Couch und so weiter. Wenn man oft genug erlebt hat, dass man den dringenden, erst gar nicht symbolisch gemeinten Wunsch erregt, eine Brust voll Milch zu bieten,

damit der Analysand daraus trinken kann, oder wenn eine Analytikerin den Wunsch ihrer Analysandin erregt, sie solle ihr ein Kind machen, ist man nicht mehr geneigt, Verliebtheit in der Übertragung als Wunsch nach sexueller Zuwendung misszuverstehen.

IN ZÜRICH ist man nicht Psychoanalytiker, ohne sich mit C. G. Jung auseinanderzusetzen. Ich habe seine Schriften reichlich gelesen, als ich herkam. Da erkannte ich: das ist ein Mystiker, bei aller Kritik an der christlichen Religion, ein Religiöser. Er sehnt sich nach mystischer Erlösung und bietet seinen Analysanden genau dies, geistige Nahrung, religiöses oder mystisches Aufgehobensein im Transzendenten. Bis vor etwa 200 Jahren waren in unserer Kultur priesterliche Seelsorger allein befugt, sich um seelische Leiden zu kümmern. Mit der Aufklärung ist dieses Amt erst von den Medizinern übernommen worden, bis um die Wende zum zwanzigsten Jahrhundert die Psychoanalyse als eine «wissenschaftliche Seelsorge» entstanden ist. Doch enthält die psychoanalytische Methode, die ich als sinnvolle, experimentell hergestellte Behandlungssituation beschrieben habe, Elemente, die dazu verführen, dem Analytiker geistige Qualitäten zuzuschreiben, wie sie dem Priester als befugtem Vertreter einer Glaubenslehre zukamen. Viele haben versucht, christliche oder fernöstliche Glaubenssätze mit dem aufgeklärten Anspruch der Psychoanalyse zu verbinden.

Ich war ein Psychoanalytiker ohne den Anspruch, ein Guru zu sein; ein geheimnisvolles Wissen um das Numinose, das Wesen der Dinge oder einen Glauben an eine transzendente Wahrheit habe ich nicht gehabt und nie vermisst.

*Paul Parin ist Schriftsteller und Psychoanalytiker, er lebt in Zürich.*

*Fotos: Christian Känzig, Zürich.*